

VON HAUSBESETZERN ZU GENOSSENSCHAFTERN

Die Geschichte des Bauhofs "Manteuffelstraße"

Käthe Kruse



Besetzungsphase

Am 7.2.1981 besetzten wir, eine Gruppe von fünfzehn Leuten, die Häuser 40 und 41 in der Manteuffelstraße in Berlin Kreuzberg mit zwei Seitenflügeln und einem Fabrikgebäude. Es waren Häuser, die zwei Jahre leer gestanden hatten, die mit Hilfe von gefälschten Gutachten zum Abriss freigegeben und vom Eigentümer – der SAMOG – auf kriminelle Weise entmietet und zerstört worden waren. Sehr schnell vergrößerte sich die Gruppe der Besetzer auf vierzig Personen. Um dort leben zu können, waren umfangreiche handwerkliche Arbeiten nötig: Dächer mussten neu ge-

deckt werden, Fußböden erneuert, Öfen und Sanitäranlagen installiert werden. So stand das Haus die ersten Jahre im Mittelpunkt ihrer Aktivitäten und gleichzeitig war es wichtig, Öffentlichkeitsarbeit gemeinsam mit anderen besetzten Häusern zu leisten und die Eigentumsdiskussion zu führen.

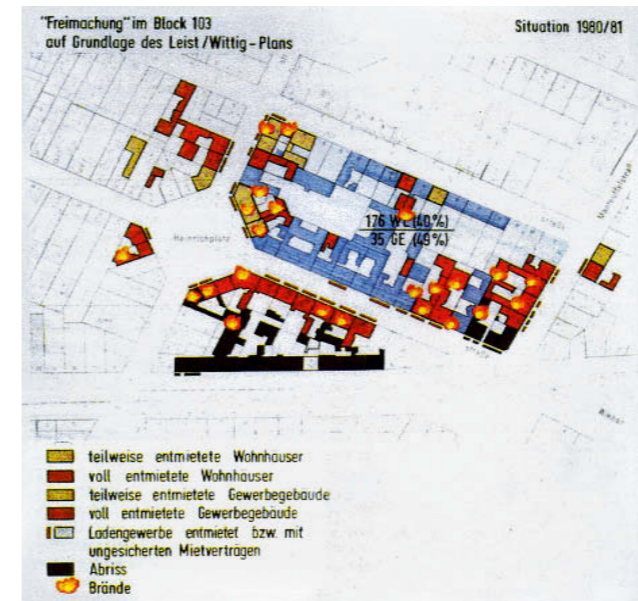
Schon in der ersten Woche gründeten wir den sogenannten Bauhof und organisierten das Sammeln und Lagern von alten und neuen Materialien, um nach dem Recycling-Prinzip die Häuser wieder in stand zu setzen. Der Bauhof wurde eine Einrichtung für alle 164 besetzten Häuser

in Berlin, der Name Bauhof ist unseren Häusern bis heute geblieben.

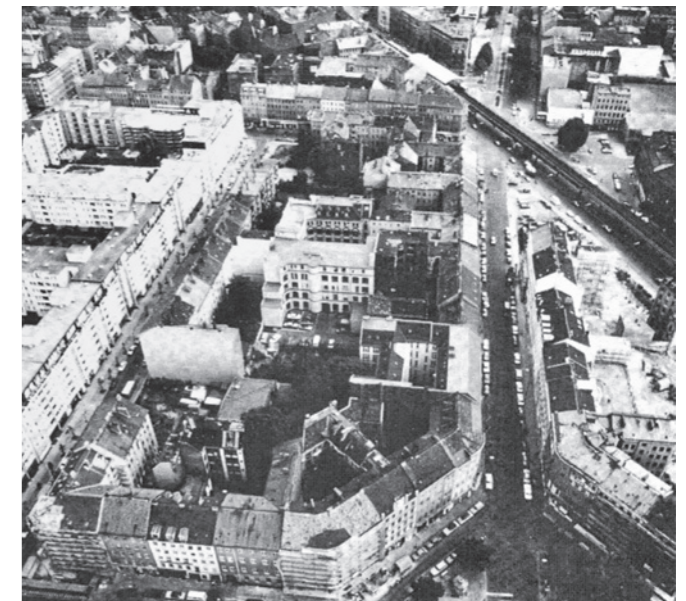
Wir versuchten, ein Hauskonzept zu erstellen; es ist jedoch nicht dazu gekommen, weil alles in Bewegung war, weil jeder Einzelne selbst ausprobieren wollte, in welchen Zusammenhängen er leben wollte. Es war unmöglich, etwas Statisches zu bestimmen.

Anfangs sahen wir in unserem Gemeinschaftsleben, sei es, sich auf vierzig Leute einzulassen und sich auseinanderzusetzen oder sei es, eine gemeinsame Material- und Haushaltskasse zu verwalten, nur eine vorübergehende Lösung. Aber je länger wir miteinander lebten, desto klarer wurde uns, dass wir dieses Zusammenleben selbst entwickelten, dass wir durch die Erfahrung miteinander zu einer Gruppe wurden.

Schon im ersten Jahr hatten wir uns mit acht anderen Häusern im Block 103 zusammengetan und den Blockrat gegründet, um gemeinsam alle anfallenden Probleme zu lösen: die Winterfestmachung



Der Block 103 in Berlin-Kreuzberg am Heinrichsplatz zwischen Oranienstraße, Manteuffelstraße, Naunynstraße und Mariannenstraße, Zustand 1980/1981 vor dem geplanten Abriss, der durch die Hausbesetzungen verhindert wurde.



der Häuser, die Beschaffung von Heizmaterial, die gesamte Finanzierung und die Öffentlichkeitsarbeit. Durch diese gemeinsame Organisation wurden einzelne Häuser entlastet und das Leben in der Illegalität organisierter, denn zu dem Leben im Haus, mit den langen Diskussionen und Streitereien (zweimal wöchentlich Plenum) kam der Druck von außen, der Kampf auf den Straßen, die Angst vor Räumung, trotzdem waren wir uns einig: keine Verhandlungen mit dem Senat.

Politische Verhandlungen

Am 13. Mai 1981 trat die SAMOG aus ihrem Sanierungsvertrag für den Block 103 zurück, ein Nachfolger konnte nicht benannt werden. Von nun an begannen doch die Verhandlungen mit dem Senat. Die Internationale Bauausstellung schlug ein dezentrales Modell zur Trägerschaft vor: Planung, Verwaltung und Durchführung bei den Bewohnern und Fachleuten ihres Vertrauens, Eigentümerschaft in neutraler Hand, überwiegend in kirchlicher, die Verfügung über Grund und Boden sollte in Bewohnerhand übergehen; als Vermittler wurde Netzwerk vorgeschlagen.

Am 13. Mai 1982 wurde Netzbau – Gemeinnützige Stadtentwicklungs GmbH gegründet, am 11. Dezember 1982 wurde die GmbH aufgelöst, da trotz erfolgreicher Verhandlungen zwischen Netzbau und dem Eigentümer Neue Heimat die Häuser in der Maaßenstraße 11 und 13 durch den Innensenator Heinrich Lummer geräumt wurden.

Die Verhandlungen gingen jedoch weiter: Am 3. März 1983 wurde mit Hilfe von Netzwerk eine neue Sanierungsgesellschaft mit Namen Stattbau gegründet, die am 18. Juli 1983 vom Senat akzeptiert

wurde; die Strafanträge wurden zurückgezogen. Aufatmen im Block 103: Die Häuser waren legalisiert, aus Hausfriedensbrechern waren Mieter geworden.

Probleme des Umbaus

In den nächsten drei Jahren wurden Planung und Baukonzepte von Architekten, die selbst Mitbewohner waren, in Zusammenarbeit mit uns durchgeführt. Die Baustelle ruhte aus mehreren Gründen: Illegale Durchbrüche und Fenstereinbauten waren nicht mehr möglich, ohne Planung und Abnahme durfte nicht mehr gebaut werden; der Senat übernahm die Finanzierung, so wollte auch niemand mehr ohne Lohn seine Arbeitskraft einsetzen.

Nach und nach kehrten viele der ehemaligen Besetzer in ihre alten Berufe und ins Studium zurück. Innerhalb des Hauses wurden soziale Strukturen sichtbar: Es drohte eine Spaltung zwischen Aktiven und Hängern, Sozialfälle kristallisierten sich heraus. Konzeptlos wie wir waren, hatten wir außer dem Haus wenig Gemeinsames. Der Unmut über die zu lange Planungsphase wurde lauter, es sollten ja über eine haus-eigene Baufirma Arbeitsplätze für einige von uns geschaffen werden, und es entstand Streit um Art und Weise der Instandhaltungs- und Modernisierungsanteile. Das Wohnen sollte so billig wie möglich bleiben, im Laufe der Planung stellte sich aber heraus, dass sich viele Modernisierungsmaßnahmen nicht vermeiden ließen, sodass der Quadratmeterpreis ständig stieg. Eingangs sollte nicht mehr als 3,10 DM pro Quadratmeter gezahlt werden, 1992 lag der Preis bereits bei 7 DM und jetzt, 2014, kostet der Quadratmeter 6,50 Euro, was vom heutigen Mietspiegel aus gesehen wieder wenig ist.

Aber damals wurde gefragt: "Wird das Haus nach Fertigstellung nur noch für Besserverdienende bewohnbar sein?" Die Mietrückstände einzelner Mitbewohner wurden immer höher. Was tun? Sollten wir jemanden wegen seiner Schulden raus-schmeißen? Bis zum Jahr 1992 war es nicht dazu gekommen, obwohl die Diskussionen darüber weiter anhielten, die fünf Groß-schuldner konnten einigermaßen mitfinanziert werden. Später sind einige von ihnen aus freien Stücken gegangen, andere haben unter dem Druck der Gruppe das Haus verlassen müssen.

Erst 1986 kaufte die öffentliche Hand die Häuser, erst jetzt konnten die Baupläne geprüft und abgenommen werden und die eigentliche Bauphase beginnen. Im selben Jahr hatten wir gemeinsam mit den anderen acht Häusern im Block 103 die Genossenschaft Luisenstadt eG gegründet, die nach zweijähriger Verhandlungszeit im Februar 1988 anerkannt und eingetragene wurde. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war der Wunsch nach Selbstverwaltung und langfristigem Schutz vor Wohnraumspekulation.

Die interne Organisation

Wer in der Manteuffelstraße 40/41 wohnen möchte, muss Genosse werden, Großgruppeninteresse haben und sollte Lust auf Verantwortung für das große Ganze mitbringen. Das Haus wurde so geplant und gebaut, dass der erste Stock Gemeinschaftsetage ist. Es gibt dort eine Großküche, einen Esssaal, eine Waschküche, ein Fernsehzimmer, ein Wohnzimmer und eine Eingangsdiele. Die ehemaligen Wohnungen sind durch Durchbrüche regelrecht unkenntlich geworden. Jeder Bewohner hat ein oder mehrere Zimmer, je Etage gibt es

eine kleine Teeküche, ein Bad, ein WC für ungefähr zwei bis sechs Personen. In der Fabrik wohnen je Etage eine Mutter mit Kind oder enge Freunde, weiterhin gibt es dort eine Sportetage, ein Künstleratelier, eine Tischlerei und eine Computerfirma. Weitere gewerbliche Flächen sind durch ein Journalistenbüro, eine Schuhwerkstatt, eine Ledertaschenwerkstatt und eine Kneipe genutzt.

Die Wohnstruktur ist die einer Wohn-gemeinschaft im großen Stil, mit 35 Erwachsenen und sechs Kindern im Alter von zwei bis 19 Jahren. Diese Wohnform hat sich über 33 Jahre konstant bewährt, da bei der Verschiedenheit der Bewohner und der Interessen eine höhere Toleranzgrenze existieren muss als in einer Kleingruppe. Wir müssen nicht jede kleine Meinungs-verschiedenheit ausdiskutieren. Nicht alle Leute einer so großen Gemeinschaft verstehen sich gleich gut und mögen sich, es gibt viele kleine Freundeskreise, die sich jedoch so überschneiden, dass alle Personen im Gruppenverband sind.

Eine Gruppenhierarchie existiert nicht, einmal im Monat wird sich demokratisch auf dem Plenum auseinandergesetzt, was natürlich zum Teil sehr zähflüssig vonstatten geht, da jeder zu jeder Kleinigkeit zu Wort kommen möchte. Manche Entscheidungen werden über Monate immer wieder verschoben, da keine Einigung zustande kommt. Die Frage der Zuständigkeit ist auch sehr kompliziert, da alle für alles und keiner für etwas zuständig ist, dadurch werden einige Sachen sehr lange hinausgezögert, bis sich endlich jemand ihrer annimmt. Durch die Einstellung eines Hausbewohners als Hausmeister lassen sich viele Dinge mittlerweile einfacher klären.

LEBEN IN EINER GROSSGRUPPE

Stabilität durch Wandel

Käthe Kruse im Gespräch mit Joachim Krause

rechts:
Zustand der Zimmer nach der Besetzung,
Schimmelbefall, beschädigte Kachelöfen.
daneben:
Lagerung von Fenstern neben der Remise im
Hof, 1981
unten:
gemeinsame Schlafetage im Fabrikgebäude
zu Beginn der Besetzung, 1981
daneben:
Sonnen auf der Dachterrasse, 1981
darunter:
einer der vielen Mauerdurchbrüche, 1981



Ökologisches Bauen

Es ging uns in erster Linie um billigen Wohnraum, andererseits war es jedoch wichtig, ökologisch zu bauen und umweltfreundliche Baustoffe zu verwenden – ein nicht leicht zu handhabender Widerspruch. Wir entschlossen uns zu Holzfenstern, zu Linoleum, zu Keimfarben, ebenso zum Wachsen der Holzfußböden und vieles mehr. Das hatte natürlich eine Preissteigerung der Miete zur Folge, da diese Maßnahmen nicht unter Instandhaltungs-, sondern unter Modernisierungskosten fielen. Ebenso mussten neben der Selbsthilfe und der hauseigenen Baufirma, die sich auf Deckenbalkenreparatur, Holz- und Malerarbeiten verstand, Fremdfirmen für Sanitär-, Elektro-, Maurer- und Dacharbeiten beauftragt werden.

Das Problem des Erhalts der Umwelt war für uns ein zentrales und erstrangiges Thema. Im Block 103 wurde ein Modell versucht, dass nicht nur die eigene Wohnqualität erhöht, sondern auch das Wohnumfeld nachhaltig verbessern sollte und zwar durch eine Kombination von verschiedenen Maßnahmen in den Bereichen Energie, Wasser, Klima und Grün. Die Umwelt sollte durch reduzierten Energie- und Wasserverbrauch entlastet werden.

Im Keller der Manteuffelstraße 40/41

stehen zwei Blockheizkraftwerksaggregate. Hier wurde durch die Verbrennung von Stadtgas gleichzeitig Strom und Wärme erzeugt. 45 % des Strombedarfs der acht angeschlossenen Häuser im Block 103 wurde gedeckt. Die gesamte Abwärme wurde im Winter in die Heizung, im Sommer in die zentrale Warmwasserversorgung eingespeist. Durch Solarpaneele auf den Dächern der Häuser Oranienstraße 3-5 wurden 14-16 % der Sonnenenergie genutzt. Die gesamte Solar- und Blockheizkraftanlage war so konzipiert, dass der Grundbedarf an Strom für alle 9 Häuser in Block 103 gedeckt war. Nur bei erhöhtem Bedarf wurde Strom zugekauft (heute Ökostrom). Die Kapazität des Blockheizkraftwerkes reichte bei ständiger Betriebsweise beider Aggregate aus und überschüssiger Strom konnte verkauft werden, allerdings zu einem sehr ungünstigen Tarif. Wir hatten damals erstmalig in Deutschland entsprechende Verträge mit der BEWAG ausgehandelt.

Um Trinkwasser zu sparen wurde ein Vertikalsumpf an der Brandwand der Fabrik installiert. Grauwasser aus Bad und Waschmaschine wurde gesondert im Keller gesammelt und nach Filterung auf die mit Schilf-Binsen bepflanzten Behälter geleitet. Gereinigt wurde es als Toilettenspül-



wasser wieder verwendet. Es wurden über Jahre pro Person und Tag 40 Liter Trinkwasser eingespart, was eine tägliche Menge von 1.600 Litern Wasser bedeutete. Die Anlage wurde durch Mitarbeiter der Technischen Universität Berlin gewartet und geprüft.

Heute ist der Vertikalsumpf nur noch Zierde. Nach Jahren wurde auch die Grauwasseranlage abgeschaltet und das Blockheizkraftwerk stillgelegt. Die Kosten-Nutzen-Rechnung ließ eine Weiterfinanzierung durch den Senat nicht mehr zu.

Aber in zwei großen Bassins im Keller wird immer noch Regenwasser gesammelt, das zur Bewässerung der Grassdächer und Hofbegrünung genutzt wird. Seit vielen Jahren zwitschern im Hof wieder Vögel. Zugunsten von Nistplätzen im Mauerwerk wurde auf den vollständigen Verputz der Rückenfassade der Fabrik verzichtet.

Ausblick

Heute sind alle Baumaßnahmen abgeschlossen. Jetzt geht es darum, Rücklagen zu bilden, um im Falle von Reparaturen Finanzmittel zu haben. Wir lebten zehn Jahre lang auf einer Großbaustelle, mussten im Haus hin und her ziehen, um Gebäudeteile für die Renovierung zu räumen, und wohnen jetzt in den Räumen, die wir uns gewünscht hatten. Ein Hauskonzept gibt es immer noch nicht, die Gruppe beschränkt sich auf gemeinsames Essen und Erhalt und Pflege des Hauses, ansonsten geht jeder seiner Wege, so eng miteinander oder so separat wie jeder will, das entscheidet sich täglich neu. Es sind Freundschaften entstanden, Lebensraum für viele Interessen ist geschaffen worden. Die Genossenschaft hat die ehemals besetzten Häuser im Block 103 gekauft. Jetzt arbeiten wir daran, Konzepte zu entwickeln, um in den Häusern alt zu werden.

Joachim Krause: Käthe, wir wollen heute Deine eigenartigen und einzigartigen Wohn-erfahrungen aufzeichnen. Wir kennen uns schon relativ lange, nämlich seit Du an der HdK in Berlin Visuelle Kommunikation studiert hast – und da tauchte gesprächsweise auf, dass Du an diesem Projekt Doppelhaus Manteuffelstraße 40/41 beteiligt bist.

Käthe Kruse: Genau, ich habe bei Dir mein Vordiplom in Theorie darüber gemacht, anstatt Max Ernst die 125. Variante in Kurzform abzuliefern. Es machte mehr Sinn, etwas Eigenes zu präsentieren.

J: Heute lebst Du als Künstlerin mit Familie, mit Deinem Mann und zwei Töchtern in diesem Haus und bewohnst eine, wie ich finde, recht luxuriöse Wohnung, die aber nicht immer so gewesen ist, sondern es hat sich sehr viel in Deinem Wohnen geändert. Vielleicht beschreibst Du erst einmal die heutige Situation.

K: Wir haben eine ca. 185 qm große Wohnung bestehend aus drei Vorderhauszimmern, einem Bad, einer Toilette, einem kleinen Eingangsflur, einem Berliner Zimmer, das zur Wohnküche umgebaut ist, einem großen Arbeitszimmer im Seitenflügel – ich arbeite immer zuhause – ein ehemaliges Treppenhaus, das lange Jahre unser Schlafzimmer war und jetzt unsere Ankleide ist, sowie unser neues an dieses Zimmer anschließendes großes Schlafzimmer, das erst seit zwei Jahren zu unserer Wohnung gehört. Wir wohnen zu viert hier, mein Mann hat noch ein ausgelagertes Bürozimmer im vierten Stock des Hauses.

J: Wie Du das so beschreibst, merkt man, dass es etwas völlig anderes ist, als die ursprünglichen Wohnungsgrundrisse.

K: Ja, die ursprünglichen Wohnungsgrundrisse waren eine Einzimmerwohnung mit Küche und Außentoilette, wo unser jetziges Schlafzimmer ist, und das ehemalige Treppenhaus ist unsere jetzige Ankleide. Wir haben das ganze Seitenflügel-treppenhaus stillgelegt, um einige ruhige Schlafzimmer zum Hof zu errichten. Danach kommt mein Arbeitszimmer, welches eine Einzimmerwohnung mit Küche und Innentoilette war, dann haben wir nach vorne raus das Berliner Zimmer mit einem Vorderhauszimmer und dem Badezimmer, das eine Küche war und eine Innentoilette hatte, die heute noch unsere Toilette ist, was zusammen mit einem kleinen Flur eine ganze Wohnung bildete, die durch die linke Wohnungseingangstür des Vorderhauses erreicht wurde. Durch die mittlere Wohnungseingangstür des Treppenhauses ist unser jetziges Klavierzimmer und ein einfenstriges Zimmer als Wohnung mit Küche begehbar gewesen und wir haben später das einfenstrige Zimmer mit dem nächsten Zimmer zu einem großen dreifenstrigen Zimmer umgebaut, das zu der Wohnung gehörte, die durch die rechte Wohnungseingangstür begehbar war, deren weitere Zimmer jetzt zu unseren Nachbarn gehören. Also im Grunde bewohnen wir jetzt fünf, beziehungsweise viereinhalb ehemalige Wohnungen.

J: Seit wann ist dieser Zustand so, wie er jetzt ist?

K: Seit dem 13.6.2010 bewohnen wir diese Wohnung in der Form mit dem neuen Schlafzimmer im Seitenflügel.

J: Ehe wir jetzt in die Vergangenheit gucken bzw. in die Zukunft, sollten wir eine grobe Vorstellung vom Haus vermitteln: Es ist ein typisches Berliner Mietshaus, bzw. es sind

zwei Häuser, die gemeinsam einen Hof bilden. In dem Hof befindet sich eine kleine Remise und ein Querflügel hinter dem Seitenflügel, eine für die Zeit typische Fabrik aus dem Jahre 1898. So kann man sich die räumliche Situation ganz gut vorstellen.

K: Der Innenhof war zuvor durch eine Mauer zwischen den beiden Grundstücken 40/41 getrennt, die wir als erstes niedrigerissen haben, um einen gemeinsamen großen Hof daraus zu machen.

J: Vielleicht war diese Aktion das Allerwichtigste. Ihr habt das Haus als ein Objekt behandelt und Veränderungen herbeigeführt, die diese völlig ungewöhnliche Weise, Wohnungen wachsen oder schrumpfen oder wandern zu lassen, ermöglichten. Welche Maßnahmen waren das? Die trennende Mauer im Hof ist also weg, es bleiben aber zwei Hauseingänge.

K: An der Haustür Nr. 41 befindet sich das Klingeltableau für die Mitbewohner und an der Haustür Nr. 40 das Tableau für die Gewerbeeinheiten. Die Besucher werden erst einmal in den Hof eingelassen und von dort aus abgeholt. ... Ja, unsere ersten Aktionen damals! Wir haben aus den vielen kleinteiligen und verschachtelten Einpersonenzimmern große Wohnungen gemacht, haben Wände eingerissen. Wir haben dabei schon auf die Statik geachtet, aber die Brandwände wurden bewusst niedrigerissen – es war ja sowieso alles illegal –, um alles, also das ganze Haus, durchgängig zu machen. Auf allen Etagen inklusive des Dachbodens wurden überall, ausgehend Fabrikgebäude, Wände durchbrochen und Türen eingebaut. So konnte man von der Fabrik durch das Treppenhaus über den Seitenflügel durch das erste Vorderhaus durch die Brandwand in das zweite Vorderhaus bis in den gegenüber liegenden Seitenflügel gehen. So ist schon damals die Möglichkeit angelegt worden, dass man sich räumlich in alle Richtungen verkleinern oder vergrößern kann. Bei mir gab es, bedingt durch die Familiengründung, bisher immer Vergrößerungen unserer Wohnräume.

J: Also diese Öffnungen, besonders durch die Brandmauern hindurch, die ja diese beiden Gebäude trennen, sind der entscheidende Schritt gewesen, um die Beweglichkeit auf einer Etage zu erreichen. Du sagtest, das war alles illegal. Ist das heute immer noch illegal?

K: Nein, nein, nein (beide lachen). Wir haben am 7. Februar 1981 besetzt. Das war komplett illegal. Ich bin im Juni zu Besuch gekommen und dann am 30.7.81 eingezogen. Damals war es eben so: Wir haben Wasser abgezapft von der Straße, wir haben Strom angezapft von der Straße, wir haben von der Post natürlich kein Telefon erhalten, weil die ja nichts in illegale Häuser verlegt haben. Wir haben daraufhin einen Bauwagen vor die Tür gestellt und dort ein Telefon installieren lassen und dann ein Kabel übergelegt in unser Haus. Wir haben später versucht zu verhandeln, was aber auch immer wieder unterbrochen wurde. Wir haben zuerst mit Netzwerk, die ja alternative Projekte unterstützt haben, Netzbau gegründet und als dann wieder entgegen den Versprechungen des Senats Häuser in der Stadt geräumt wurden, Netzbau wieder aufgelöst, um danach wieder mit Netzwerk Stattdbau zu gründen.

Um die Häuser zu legalisieren, mussten sie zuerst einmal einen hauseigenen Verein haben, alle Häuser in unserem Block haben also einen eigenen Verein gegründet. Später haben wir dann gemeinsam mit Stattdbau, Anwälten und Steuerberatern, die als Mittler zwischen dem Senat und uns fungiert haben, Verträge bekommen bzw. die Legalisierung Ende 1983 erreicht. Dann erst hat die eigentliche Bauphase begonnen. Zu-

sammen mit unseren Mitbewohnern, die auch Architekten, Statiker und Ingenieure waren, wurde alles auf dem Plenum geplant und besprochen. Das waren allesamt Studenten, das Haus war ihr erstes Projekt. 1986 haben wir mit den anderen neun besetzten Häusern im Block 103 die Genossenschaft "Luisenstadt e.G." gegründet. Später, 1989, als die Mauer fiel, wollte der Senat uns nicht mehr die versprochenen 99 Jahre-Pachtverträge geben. Wir haben dann gesagt, okay, dann besetzen wir eben wieder neu. Daraufhin haben wir 66 Jahre-Pachtverträge mit einer zehnjährigen Mietpreisbindung

Manteuffelstraße 40/41
Veränderungen im Gebäude
1981-2014
am Beispiel der Wohnsituation
von Käthe Kruse

- Gemeinschaftsflächen
- Käthes WG
- Käthes Zimmer
- Erschließungsflächen
- öffentliche Flächen

- 1 Gründach (ab 1984)
- 2 Dachterrasse
- 3 Schlafräum (1 Jahr)
Druckerei (ab 1982)
- 4 Bauhof
Tischlerei (ab 1989)
- 5 Autowerkstatt
Fahrradschuppen (ab 1991)
- 6 Küche- und Esszimmer
+ Spielzimmer (ab 1985)
- 7 Gemeinschaftsdusche
- 8 Umbaubüro
Büro (ab 1991)
- 9 Journalisten
- 10 Milchbar
Schuhladen (nur 1985)
- 11 Rechtsanwalt

Zeichnung –
Recherche und Ausführung:
Karl W. Grosse

Fotos: Tobias Buddensieg, Bernfried
Adam, Käthe Kruse

bekommen. Zwei Jahre bevor diese Preisbindung beendet war, haben wir uns als Genossenschaft entschlossen, die Häuser zu kaufen, damit wir eine feste Miete behalten. Wir haben eine Kaltmiete von 3,50 Euro ausgemacht, was damals sehr hoch veranschlagt gewesen war, weil wir ja sehr viel modernisieren mussten, haben diese Kaltmiete aber heute noch. Alle Mitbewohner der Häuser sind Genossen und die Genossenschaft ist Besitzerin der Häuser.

Nach der offiziellen Bauphase, um wieder auf die Brandwände zurückzukommen, wurde die Baugenehmigung für die Öffnungen der Brandwände nachträglich erteilt, wir hatten auch in Richtung Oranienstraße und Naunynstraße Fenster in die Brandmauern gebaut. Teilweise haben wir jahrelang auf die Bauabnahme warten müssen.

J: Das ist jetzt 31 Jahre her. Das heißt, Du wohnst seit 31 Jahren in diesem Haus bzw. in diesem Doppelhaus? Hast Du mal überlegt auszuziehen?

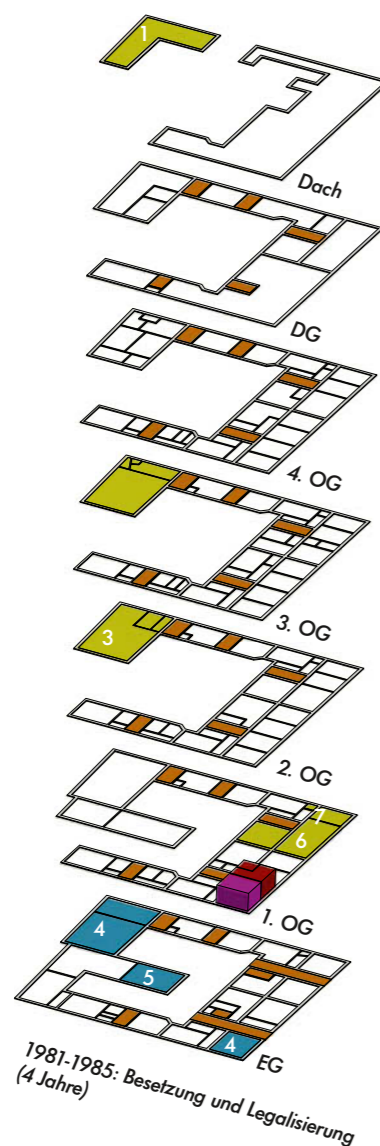
K: Ja, öfters.

J: Was hat Dich gehalten?

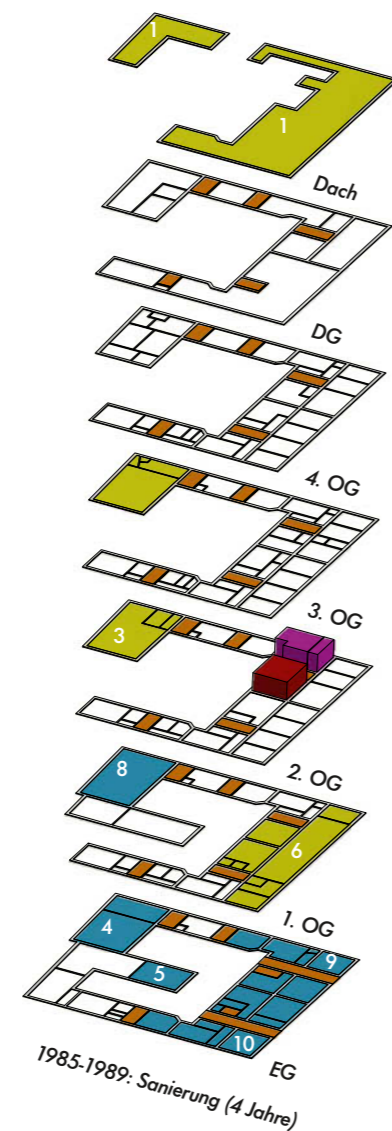
K: Mich hat gehalten, dass irgendwann eine Fluktuation einsetzte. Dann sind zehn bis zwölf jüngere Leute eingezogen, damals vor zehn Jahren waren sie zwischen zwanzig und dreißig Jahre alt. Es gab im Haus eine Zeitlang eine Stagnation, die älteren Leute

hatten keine Lust mehr, die Stimmung ist umgeschlagen, viele hatten Alkoholprobleme. In dieser Zeit wollte ich schon mal ausziehen und habe mich nach anderen Wohnungen umgesehen, aber so schnell nichts Passendes gefunden. Und dann kamen diese jüngeren Leute und haben das System der Großgruppe neu angefeuert. Wir haben ja diese riesengroße Küche mit dem dazugehörigen Speisesaal und Fernsehzimmer, die ziehen sich durch die beiden Vorderhäuser im ersten Stock, in denen wir gemeinsam gelebt und gekocht haben. Das hatte sich nicht mehr getragen, die älteren Leute haben die Gemeinsamkeit nicht mehr geschafft, es war zu viel Frustration in der Gruppe.

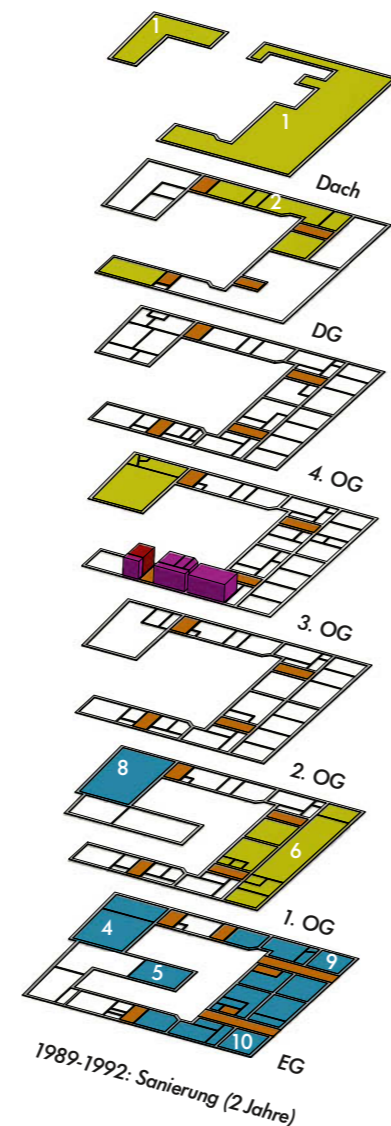
Und die jüngeren Leute, die hatten Lust auf Großgruppe, auf das gemeinsame Kochen. Sie bekamen einige Kinder, sodass es jetzt wieder ein lebendiges Miteinander ist. Man muss sich das so vorstellen: Das erste Drittel der Mitbewohner ist von Anfang an dabei, das zweite Drittel, dazu ge-



1981-1985: Besetzung und Legalisierung
(4 Jahre)



1985-1989: Sanierung (4 Jahre)



1989-1992: Sanierung (2 Jahre)

hört auch mein Ehemann, ist seit ungefähr zwanzig Jahren dabei und das letzte Drittel ist seit zehn Jahren hier, das sind eben die jüngeren Leute. Wir sind tatsächlich ein Mehrgenerationenhaus, wie es jetzt so modern ist, das hat sich bei uns im Haus von alleine im Laufe der Jahrzehnte so entwickelt.

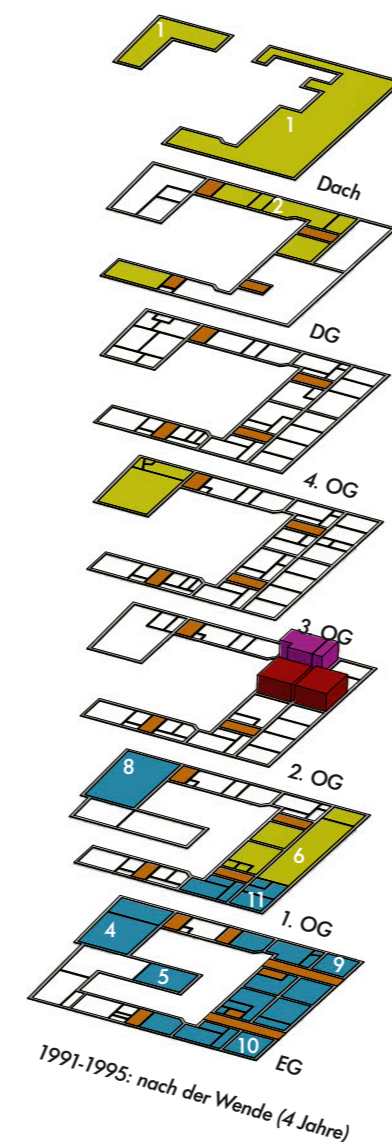
J: Das eigentlich Erstaunliche ist, so einen Komplex, der dauernd im Wandel ist, zu stabilisieren. Stabilisierung meint ja, es muss regenerationsfähig sein. Das betrifft auch die Frage der verschiedenen Generationen, der Abgänge und Zugänge usw., da habt Ihr offenbar ein Maß an Anpassungsfähigkeit und Flexibilität erreicht, wovon andere nur träumen können.

Was Du eben geschildert hast, die große Gemeinschaftsküche und der Speisesaal, das hat mich sehr begeistert, weil es eigentlich seit 150 Jahren ein Topos in der Geschichte des sozialreformerischen und utopischen Siedlungs- und Wohnungsbaus und des Genossenschaftswesens ist, sprich: funktionierende Gemeinschaftseinrichtungen zu haben. Im

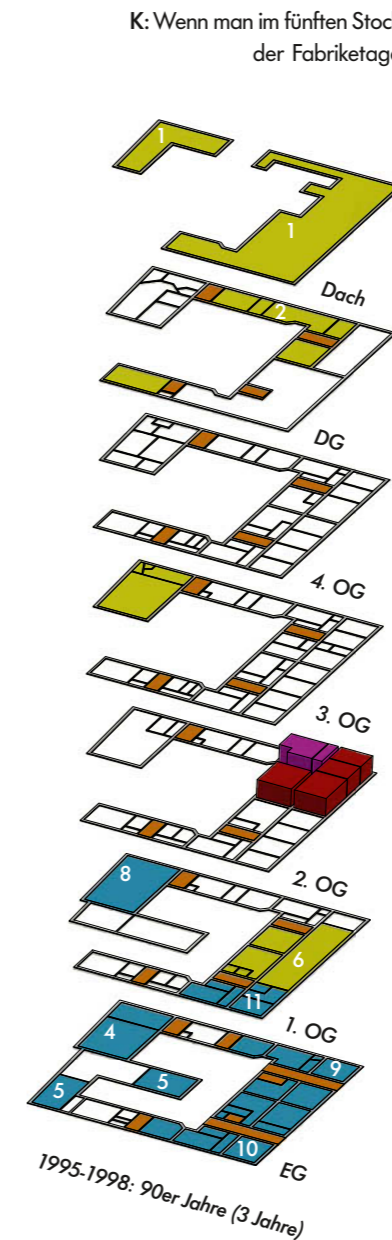
kleineren Maßstab funktioniert das ja kaum oder nur temporär begrenzt und dann endet es und es stellt sich wieder der Zustand der reinen Individualhaushalte ein. Bei Euch konnte das Konzept gerettet werden, nachdem Jüngere es aufgegriffen und zu Ihrer Sache gemacht haben. Die wesentliche Frage ist, welche Größenordnung habt Ihr jetzt hier, wie viele Leute seid Ihr und wie viele Haushalte oder Wohnungen habt Ihr?

K: Das Haus ist nicht wirklich in Wohnungen eingeteilt. Bei uns hat es sich zufällig so ergeben, dass jemand ausgezogen ist und wir Räume in die eine Richtung abgegeben und andere Räume in die andere Richtung dazubekommen haben; wir haben also Räume getauscht und plötzlich hatten wir dadurch eine eigene Küche und eine abgeschlossene Wohnung. Normalerweise ist das Haus so organisiert, dass neben der Großküche in der ersten Etage alle Berliner Zimmer in beiden Häusern, die ja immer Durchgangszimmer sind, zwangsläufig zu kleinen Teeküchen gemacht wurden, an denen kleine Wohngemeinschaften zwischen vier bis sechs Leuten wohnen. In unserem Fall ist es eine Familienküche geworden, insgesamt gibt es drei Familienküchen, ansonsten sind es Klein-WGs an den Berliner Zimmern und unten in der großen Küche trifft sich alles.

J: Wie ist es zu dem Modell mit der Großküche und dem gemeinsamen Speisesaal für ungefähr 40 Erwachsene und zehn bis zwölf Kinder und den kleineren Teeküchen auf den Etagen gekommen?



1991-1995: nach der Wende (4 Jahre)



1995-1998: 90er Jahre (3 Jahre)

wohnte, war es nicht sinnvoll, für jede einzelne Tasse Tee in die große Küche runter laufen zu müssen. Die Großküche hatten wir eingerichtet, weil wir hier eine wirkliche Ruine besetzt hatten. Wir waren damals 40 Leute, davon haben immer 36 Leute auf der Baustelle gearbeitet, zwei haben die Nachtwache gehalten und mussten das Frühstück für alle vorbereiten, bevor sie sich schlafen legten und dann haben sich zwei Leute für den Küchendienst in unseren Plan eingetragen, der heute immer noch als Küchenplan

in der großen Küche hängt. Die zwei mussten also den Abwasch für alle machen, das dauerte schon mal zwei Stunden, dann mussten sie Lebensmittel einkaufen, die Küche putzen und kochen und abends um sieben Uhr kamen dann alle zum Essen in der großen Küche zusammen.

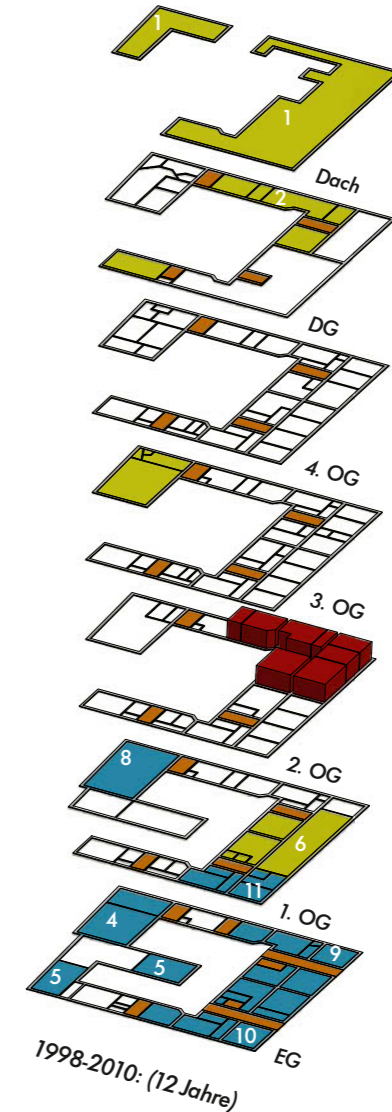
Die anderen 36 Leute kamen sozusagen aus allen Ecken und Baustellen zusammen. Sie hatten ja die verschiedensten Aufgaben zu erledigen. Das eigene Haus musste aufgebaut und die Materialien dafür besorgt werden. Im Wedding wurden die Dächer leer stehender Häuser abgedeckt, Toilettenschüsseln und Duschbecken ausgebaut, ebenso Fenster und Türen. Das alles wurde zu uns gebracht, unser Innenhof war voll mit Doppelfenstern, Kloschüsseln, Badewannen usw. Die Materialien konnten von den anderen besetzten Häusern bei uns abgeholt werden, ganz nach Bedarf.

J: Ach, und deshalb heißt Ihr der "Bauhof", habt diesen Begriff für Euch geprägt?

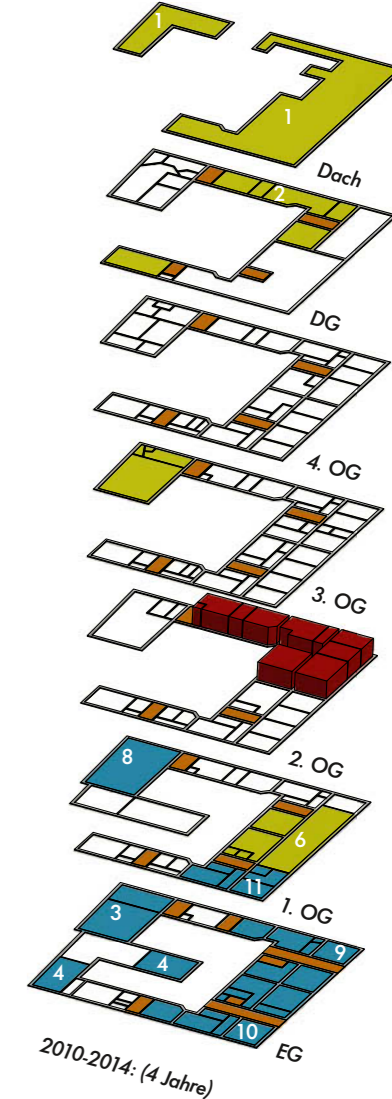
K: Ja, wir sind der Bauhof und heißen auch immer noch so, da wir die zentrale Versorgung für alle 164 besetzten Häuser in Berlin betrieben und zentral auch die Spendengelder verwaltet haben. Wir hatten das Konto und wenn es hieß, wir brauchen drei Kloschüsseln, sechs Doppelfenster, drei Badewannen und soundso viel Quadratmeter Dachpappe, dann bekamen die Leute diese Dinge bei uns im Hof, bzw. die Dachpappe wurde von den Spendengeldern eingekauft. Die Sachen konnten am übernächsten Freitag abgeholt werden, wir hatten immer mittwochs und freitags geöffnet. An diesen Tagen kamen dann auch die Leute und nahmen mit, was sie gebrauchen konnten.

J: Also wart ihr eigentlich so eine Art Baubrigade?

K: Absolut, wir hatten zwei VW-Bullis und immer waren die Leute unterwegs.



1998-2010: (12 Jahre)



2010-2014: (4 Jahre)

J: Ja, dann ist es auch klar, dass es eine Versorgung, eine Art von Kantine braucht.

K: So ist das entstanden, wir hatten nicht geplant, wir besetzen jetzt hier ein Haus und machen eine Großküche. Es hat sich aus der Arbeit heraus entwickelt und es war so eine kraftvolle Idee und in der Realisierung so optimal, dass es beibehalten wurde, auch als die Baustelle abgeschlossen war und jeder in seinen Beruf zurückgegangen ist. Dann ist es natürlich schwieriger geworden, weil die Leute nicht mehr so viel Zeit hatten. Man muss auch bedenken, dass in den drei oder vier Jahren, in der Zeit, als hier alles illegal war und die Bauphase lief, ja keiner mehr studiert hat. Wir hatten eine Frau, eine Landschaftsarchitektin, die ihr Studium durchgezogen und abgeschlossen hat. Sie war die einzige, alle anderen haben ihr Studium unterbrochen und später weiter studiert oder weiter gearbeitet. Heute gibt es zwischen ein- und fünfmal die Woche Küchendienst für alle und ansonsten wird viel häufiger in den Teeküchen gekocht.

J: Die Teeküchen waren also ein dezentrales Modell, welches erlaubt hat, dass Einzelpersonen oder Einzelhaushalte auch mal schnell etwas für sich zubereiten oder frühstücken konnten und nicht immer die Gemeinschaftseinrichtung in Anspruch nehmen mussten.

K: Richtig. Und eben auch, dass man mal ein paar Gäste zum Essen einladen konnte, ohne immer gleich damit die Gruppe zu sprengen, denn wenn unten schon dreißig Leute sitzen und dann kommt jemand und bringt noch zehn Leute mit, dann wurde man öfters nicht richtig satt. Aber es war ja auch toll, dass man immer jederzeit alles und jeden mitbringen konnte.

Aber als die Teeküchen dann eingerichtet waren, konnte man auch mal in kleinem Freundeskreis zusammen essen, wenn man keine Lust auf die Großgruppe hatte. Das hat auch dazu geführt, dass viele Leute lange im Haus geblieben sind und nicht einfach von der Großgruppe erschöpft waren, sondern dass es eben auch Rückzugsgebiete gab. Ich glaube, mir hat es sehr geholfen, dass wir auch eine abgeschlossene Küche hatten, weder Klein-WG noch sonst etwas, sondern nur unsere Familie, wo man seine eigene Sauberkeit und seinen eigenen Standard leben konnte.

J: Das bringt uns jetzt zu Deiner wandernden Wohnung zurück. Du bist ein gutes Beispiel, weil Du alle Entwicklungsphasen eines Haushalts durchgemacht hast oder durchmachst, alle diese Stufen von Vergemeinschaftung und Individualisierung kennengelernt hast. Vielleicht schilderst Du uns diese Wanderungsbewegungen, die sich über die beiden Häuser erstrecken. Das Schwierige dabei war vielleicht, dass sich Dein Haushalt auch verändert hat und Du eine Familie gegründet hast, das sind ja wesentliche Umbrüche, die normalerweise dazu führen, dass man auszieht oder eine Ortsveränderung vornimmt. Du hast das aber alles hier im Rahmen dieses Hauses realisiert.

K: Wir waren ganz am Anfang ohne jedes Kind. Es gab einen Hausbewohner, dessen Frau und Kind erst drei Jahre später nachgekommen sind, als das Haus aus der Illegalität heraus war. Ich bin aber immer jemand gewesen, der voll dabei ist, sonst gehe ich woanders hin, und wenn man Kinder bekommt, muss das dort möglich sein, wo man lebt, sonst macht das keinen Sinn. Ich bin hier am 30. Juli 1981 eingezogen und habe mir ein Zimmer im ersten Stock ausgesucht. Ich hatte einen Hund, der die Treppen nicht so gut hoch laufen konnte. Wir hatten zu Beginn der Besetzung in der Fabrik für alle eine Etage als Küche mit einer Dusche und eine Etage zum Schlafen. Von dort aus haben sich die Leute im ganzen Haus verteilt und ihre Zimmer renoviert und bezogen. Ich bin also am 30. Juli 1981 in das Vorderhaus im ersten Stock gezogen, habe dort bis zum 8. März 1985 gewohnt und erst das eine Zimmer, danach das zweite Zimmer renoviert, um noch ein Nähzimmer zu haben, das ich mir mit jemandem geteilt habe.

J: Also das war auch möglich, dass man sich Räume geteilt hat?

K: Ja das ging auch. Wir hatten dort eine Nähmaschine und einen Nähtisch, jeder der wollte, konnte das benutzen, es gab noch ein Spinnrad. Als Schneiderstochter konnte ich zwar nicht besonders gut nähen, habe aber viel Freude am Handarbeiten gehabt, was auch immer wieder in meine künstlerische Arbeit eingeflossen ist.

J: Gab es eigentlich Verbindungstüren zwischen den beiden Räumen?

K: Ja, die gab es, aber wir haben sie nicht geöffnet. Beide Räume sind nur vom Flur aus begangen worden. Ich wollte in meinem Zimmer dann doch eine gewisse Privatsphäre haben, obwohl wir in den ersten Jahren niemals irgendwelche Türen oder Zimmer abgeschlossen haben. Manchmal war das von Nachteil, weil auch gelegentlich et-

was geklaut wurde. Beim ersten Mal waren es 800 DM, die ich von den Hausbewohnern für die Essenskasse gesammelt hatte. Jemand sollte damit in die Metro fahren zum Großeinkauf. Ich habe schon damals als Kassenswart für alle das Geld zentral verwaltet und eingesammelt. Im Laufe der Jahre wurde immer mehr abgeschlossen und mittlerweile haben wir sogar Metallzwischen Türen in den Treppenhäusern eingebaut, weil die großen Holzeingangstüren für Einbrecher ein Kinderspiel sind.

J: Also war das eine Art Pufferzimmer, das von zwei Bewohnerinnen benutzt wurde. Das heißt, wir müssen eigentlich immer zwischen eigenen Räumen und gemeinschaftlich genutzten Räumen auf den Etagen unterscheiden.

K: Die Großgruppenräume lassen wir mal außer Acht, wir reden jetzt nur von den Privatbereichen auf den einzelnen Etagen. Ich habe hier bis zum 8. März 1985 gewohnt und bin danach in ein größeres Zimmer in den zweiten Stock im Vorderhaus Nr. 40 zum Hof hin gezogen. Nachdem jemand ausgezogen war, habe ich mir das Zimmer hergerichtet. Das heißt, das Zimmer ist von mir in Eigeninitiative renoviert worden. Fußböden abschleifen, Fenster verglasen und streichen, Tapezieren, Ofen aufstellen, ja sogar Stahlträger einbauen gehörten zur Renovierung dazu. Das war also immer noch vor der großen Instandsetzung. In diesem Fall habe ich mir ein Damenhandwaschbecken an ein Fallrohr gebaut, denn das stand plötzlich mitten im Zimmer, nachdem wir eine Wand rausgeschlagen hatten. Darüber habe ich dann einen Artikel über Wasser für ein Designbuch im Merve-Verlag geschrieben. In diesem Zimmer habe ich bis zum Dezember 1989 gewohnt. Es gab also immer diese kleinen Renovierungen und parallel lief die große Instandsetzung der Häuser, dafür gab es Fördergelder. Schimmel wurde beseitigt, die Häuser bis auf die Grundmauern renoviert und überall wurden neue Leitungen verlegt. Dafür wurden Maurerfirmen, Sanitärfirmen, Tischler, also Fachleute für alle Gewerke eingestellt, und wir mussten ganze Wohntrakte, ganze Seitenflügel, komplett leer räumen. Alle Bewohner zogen um und rückten auf die eine Seite des Hauses, später musste die ganze Gruppe dann wieder umziehen, damit der nächste Teil des Hauses renoviert werden konnte. Dann zogen wieder viele wegen der Fabrikrenovierung um, also gab es immer viel Bewegung für alle Mitbewohner.

Für diese Großinstandsetzung bewegte ich mich dann am 10. Dezember 1989 in den Seitenflügel des Hauses 41 in den dritten Stock in ein ganz winziges Zimmer. Meine Freundin Pit wohnte nebenan und wir teilten uns ein Abstellzimmer und benutzten eine Teeküche mit den Leuten vom Vorderhaus. Das ging bis zum 20. April 1991, an diesem Tag kam ich zurück in mein altes Zimmer im Hause Nr. 40 im zweiten Stock zum Hof hin und erhielt zusätzlich das anhängende Vorderhauszimmer zur Straße hin, denn ich war schwanger und brauchte also zwei Zimmer. Alles war jetzt sehr schön renoviert, neue Fußböden gelegt, sogar die Schwelle zwischen meinen Türen wurde entfernt und der Boden war herrlich glatt. Bis zum 11. Februar 1995 wohnte ich dort alleine mit meiner Tochter, während mein Mann Yves ganz woanders im Haus untergebracht war und sich mit anderen Leuten eine Teeküche teilte, sodass wir immer zwischen zwei Teeküchen hin und her gewandert sind. Das war manchmal sehr umständlich, wo hatte man den Schnuller für Edda hingelegt?, es gab viel Rennerei im Alltagsleben. Für uns war es selbstverständlich gewesen, in der Großgruppe zu leben. Ein Kind war kein Grund, sich als Kleinfamilie abzukapseln. Unser Lebensmittelpunkt blieb die große Gemeinschaftsküche im ersten Stock und die eigenen Räume waren dem Schlafen, Arbeiten und Duschen vorbehalten. Auch für das Kind war es ganz selbstverständlich, dass es hier eine



Formen des Zusammenlebens geht mehr gemeinsam

Die Menschen sind gesellschaftliche Wesen, deren größter Reichtum in ihren sozialen Beziehungen besteht.

Das konvivialistische Manifest

K: Küche und dort eine Küche gab und dass man meistens in der großen Küche gegessen hat, wo sie von Anfang an mit vielen verschiedenen Erwachsenen zu tun hatte.

Als neben mir meine Nachbarin auszog, weil sie ihr Kind in einer Kleinfamilie großziehen wollte und ich auch wieder schwanger war, entschied sich mein Mann, die beiden Zimmer zu übernehmen. Mit zwei Kindern so zersplittert zu wohnen und nebenher zu studieren, war uns dann doch zu anstrengend. Wir konnten am 11. Februar 1995 eine Flügeltür aufmachen, so dass wir drei ineinander übergehende Räume und das Zimmer zum Hof bewohnten. Für mich ergab sich auch zum ersten Mal nach vierzehn Jahren in diesem Hause die Situation, zur Küche, zur Toilette und zum Badezimmer nicht mehr durch ein Treppenhaus laufen zu müssen, sondern einfach und direkt innerhalb der Wohnung hineinzugehen, ohne Türen auf und zuzuschließen. *(Beide lachen)*

J: Das ist ja eine Odyssee. (wieder Lachen)

K: Ja genau. Und dann gab es wieder eine Veränderung. Drei Jahre später bekamen zwei Pärchen gleichzeitig Kinder und wollten von Anfang an zusammenziehen. Wir haben monatelang im Plenum über Baupläne gegessen und immer wieder überlegt, was es für Möglichkeiten gibt. Wie kann man wen wohin verschieben, damit die Paare zusammenwohnen können? Ja und wirklich, nach drei oder vier Monaten hat es sich ergeben, dass insgesamt 14 Personen bewegt wurden, umgezogen sind, und alle haben sich verbessert, keiner hat sich dabei verschlechtert. Das war total interessant! Also manche Leute sind vom ersten Stock in den dritten gezogen und andere in Räume mit schönem Glasvorbau. Wir haben uns am 20. Januar 1998 auch verschoben und zwar haben wir unser Zimmer zum Hof hin getauscht. Der Raum war mittlerweile in zwei Zimmer umgebaut worden, dem Kinderzimmer und dem Schlafzimmer für uns Eltern. Wir haben dafür zwei größere Zimmer im Seitenflügel erhalten, auch ruhig und zum Hof hin gelegen. Ab diesem Zeitpunkt hatten wir erstmals eine eigene Küche, ein eigenes Bad, eine eigene Toilette, waren also als Kleinfamilie in einer abgeschlossenen Wohnung zusammen, was für meinen Mann, der es liebt, Gäste zum Essen einzuladen, ein Traum war, denn niemand lief mehr im Bademantel am Esstisch vorbei, um ins Badezimmer zu gehen. Für mich war es auch ein Gewinn, denn nach jahrzehntelangem Leben in einer Großgruppe konnte ich zum ersten Mal diese Zurückgezogenheit genießen. Das hat mir auch die Kraft gegeben, dass ich nach über dreißig Jahren die Großgruppe noch gut leben kann. Die Situation war also ideal, wir hatten nun die Wahl, uns täglich neu für die Groß- oder Kleinfamilie zu entscheiden. Besser geht es nicht.

J: Dieser Diskussions- und Verhandlungsprozess, um dem räumlichen Bedarf zweier Familien "in Gründung" zu entsprechen, ist doch eine sehr schwierige Sache für alle. Es erscheint mir nicht selbstverständlich – ganz im Gegenteil –, dass es dabei einvernehmlich zu den besten Lösungen kommt. Ihr hattet offenbar durch die Sanierung, wo einfach ein Flügel geräumt werden musste, schon Erfahrung in dieser Art von Mobilität. Gab es keine Angst mehr davor, sich zu verändern oder in andere Räume zu ziehen?

K: Als gesagt wurde, 'gib du mal das Zimmer zum Hof auf', da habe ich erst einmal Nein gesagt, denn das waren meine Lieblingsräume im Haus. Aber der Prozess ging ja über drei oder vier Monate und dann fängt man erst einmal an darüber nachzudenken und abzuwägen. Es gab natürlich auch Leute, die sich überhaupt nicht bewegt haben, während andere überlegt haben, was passiert eigentlich, wenn man sich nicht bewegt, ziehen dann die Freunde aus, weil sie ihre Familie aus räumlichen Gründen nicht bei uns gründen können. Das wäre ja die schlechteste aller Varianten und dann bewegt man sich lieber doch.

Ein wichtiger Aspekt in den Überlegungen bezüglich räumlicher Veränderungen sind auch die Verhältnisse in den Kleingruppen an den Teeküchen, denn es ist auf jeden Fall schwieriger in Klein-WG's zusammen zu wohnen als in Groß-WG's. In der großen Wohngemeinschaft ist auch die Toleranz größer, und wenn ich mich mit jemandem nicht verstehe, setze ich mich einfach an einen anderen Tisch; für alles andere gibt es ja Pläne und Regeln, die einzuhalten sind. In Kleingruppen dagegen entstehen häufig die schrecklichen Auseinandersetzungen darüber, wer wie oft geputzt oder abgewaschen hat. Deshalb war es auch immer wichtig für unsere Gruppe, dass die Leute, die in den Teeküchen zusammen leben, sich gut verstehen und einverstanden mit den Neuzugängen an ihrer Küche sind. Das wird zwar unten auf dem Plenum entschieden, aber das letzte Wort haben die Bewohner der kleinen Küchen.

J: Diese Verständigung mit den Klein-WG's ist zuzusagen die dezentrale Ebene Eurer Großgruppe, das ist wie eine nachbarliche Entscheidung.

K: Ja genau, das wird aber trotzdem unten beim Plenum am großen Tisch besprochen und gelöst oder geklärt. Es ist schon häufiger vorgekommen, dass Leute nicht einziehen konnten, weil die freien Räume an Teeküchen lagen, wo Leute lebten, die mit den Personen nicht einverstanden waren. Aber das System ist auf jeden Fall richtig und hat dreißig Jahre lang funktioniert.

J: Sag doch jetzt bitte noch etwas zur Deiner heutigen Situation und gib einen Ausblick in die Zukunft.

K: Seit dem 13.6.2010 haben wir die jetzige Situation. Neben unserem Schlafzimmer wohnte noch eine Frau, die jede Nacht ferngesehen hat, das war durch die Wand zu hören, und als sie auszog, haben wir uns entschieden, das Zimmer zu unserer Wohnung dazuzunehmen, ohne es wirklich zu brauchen, nur um ruhig schlafen zu können. Wir haben dann nach der Renovierung den Kleiderschrank verschoben und die dahinterliegende Tür geöffnet und seitdem ein großes Schlafzimmer und ein Ankleidezimmer. Das ist natürlich purer Luxus und bedeutet eine höhere Miete. Da jeder hier denselben Quadratmeterpreis zahlt und alle Räume verschiebbar sind, hat das zur Folge, dass hier Leute in großen oder ganz kleinen Wohneinheiten wohnen können, ganz nach der Größe des Geldbeutels eben und das ist für die Gruppe sehr gut, weil wir dadurch eine durchwachsene Mischung von Bewohnern haben.

J: Abschließend möchte ich die Frage stellen, wie Du die Bauform, die Architektur, beurteilt. Ihr habt mit Baumaßnahmen angefangen, das hat Euch die ganze Zeit begleitet, Ihr seid durch solche Erfahrungen Experten, was das Berliner Mietshaus betrifft. Das Berliner Mietshaus ist über viele Jahrzehnte immer in der Kritik gewesen. Eine Kritik, in der nicht klar wurde, was eigentlich der Bauform und dieser Architektur des Mietshauses und was anderen Fragen geschuldet ist, wie der gesellschaftlichen Organisation des Wohnens, der Haushaltgröße usw. Kurz und gut, was sind Eure Erfahrungen mit dem Mietshaus und den Möglichkeiten oder Restriktionen, die von den Gebäuden her entstehen?

K: Für uns war alles möglich, weil wir die gesamten Gebäude zur Verfügung hatten. Wenn man von dem Wohnraum der einzelnen Wohnungen in den Altbauten ausgeht, dann hat man die Situation, dass diese Wohnungen schwer aufzuteilen sind, man macht vielleicht aus einer großen Wohnung zwei kleine, die aber schwer erreichbar sind.

J: Das ist in der Geschichte dauernd gemacht worden, dieses Aufteilen. Es ist eigentlich eine traurige Geschichte, die ewige Unterteilung von großen Vorderhauswohnungen in Kleinwohnungen. Durch diese Umbaumaßnahmen kamen dann Kleinwohnungen heraus, die schlecht belichtet und belüftet waren oder die nur zur Straße hin liegen und laut sind usw., also viele Nachteile durch Unterteilung. Ihr habt einen anderen Weg beschritten, Ihr habt erst einmal geöffnet. Das ist ein ganz wesentlicher Eingriff, der andere Möglichkeiten, diese Bausubstanz zu nutzen, einleitet.

K: Ja, dadurch werden Verschiebungen möglich, die normalerweise nicht machbar sind. Deshalb finde ich eigentlich Altbauwohnungen sehr begrenzt. Normalerweise! In unserem Fall ist das etwas komplett anderes, was sich jetzt mit dem Älterwerden, wenn die Kinder ausziehen, wieder zeigt. Ich höre immer wieder von Familien in großen Sechszimmerwohnungen, die nach dem Auszug der Kinder alleine dort verbleiben müssen. Hier ist das ganz einfach, wenn man Türen öffnen und Räume vergrößern kann, kann man Türen auch wieder schließen und Räume verkleinern, Türen wieder isolieren, Räume anderen Wohnungen hinzufügen. Wir planen in der Zukunft, wenn die älteste Tochter geht, unsere jüngste Tochter in deren Zimmer einziehen zu lassen, und schon haben wir einen großen Raum für unsere Nachbarn übrig, die gerade dringend mehr Raum benötigen, weil sie ihre Kinder bekommen und zu wenig Raum haben, und bevor die Familie deswegen auszieht, können wir Raum abgeben. Und so öffnen sie wieder eine Tür, die wir früher, als wir umgezogen sind, geschlossen hatten. Ich finde, das ist ein Superkonzept und keine Zerstörung von großen, wunderbar herrschaftlichen Altbauwohnungen, sondern eine neue Form des Umgangs mit bestehendem Altbau.

Käthe Kruse (1958), Künstlerin, Studium der Visuellen Kommunikation an der Hochschule der Künste, Berlin, Künstlergruppe "Die tödliche Doris", mit Auftritten u.a. im Museum of Modern Art, New York, im Musée d'Art Moderne, Paris und auf der documeta 8, Kassel (1982-87). Kruse war im Hausbesetzerprojekt Manteuffelstr. 40/41 Vereinsvorstand und Kassenwart (1981-2014) und Mitbegründerin der Genossenschaft "Luisenstadt" e.G.